

Auf glühenden Kohlen

In giftige Schwefeldämpfe gehüllt kämpfen Adivasi im indischen Kohlerevier ums Überleben. Die Industrialisierung hat ihnen ihr Land und ihre Würde genommen. Eine Ordensfrau riskiert ihr Leben im Einsatz für die Rechte der Ureinwohner.

TEXT: VERONIKA BUTER FOTOS: PAUL HAHN



Balanceakt: Ein Fehltritt könnte den Tod bringen. Mit nackten Füßen und ohne Sicherung wuchtet die Adivasi-Frau geklaute Kohle hinauf an den Kraterrand.

„Früher war hier überall dichter Wald, wir hatten Äcker und Vieh!“

Shanti, 50, aus dem Dorf Ageria bei Hazaribagh

Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis die Bagger wiederkommen. Shanti weiß es. Aber sie hat Hunger. Um vier Uhr morgens ist die zierliche Frau im Sari mit ihrem Korb bereits aufgebrochen und hat den halsbrecherischen Abstieg in die stillgelegte Kohlegrube im Dunkeln gemacht. Jetzt brennt die Morgensonne ihr den Schweiß vom Gesicht. Ein hüftschmaler, staubtrockener Trampelpfad führt steil hinunter in den Krater, in dem sich ein grün schimmernder See gebildet hat. Shanti

meistert ihn aufrecht, beinahe beschwingt. Ihre nackten Zehen suchen Halt im schwarzen Geröll. Weiter unten kratzt ihr Sohn Ganyu schwarze Gesteinsbrocken aus der Wand. Es sind Reste von Steinkohle, die der Bagger nicht erwischt hat. Shanti füllt wortlos ihren Korb. Der Sohn fasst mit an, um die 40 Kilo in die Höhe zu stemmen und auf Shantis Kopf zu setzen. Die Halssehnen der 50-Jährigen spannen sich, ihre Armreifen klimpern, ihr Kopf wackelt bedrohlich unter der Last. Vorsichtig und hoch konzentriert



Tortour: Mit 500 Kilogramm Koks auf dem Fahrrad quälen sich sogenannte „Schieber“ über Land.



Landgier: Bis dicht an den heiligen Hain, in dem die Götter der Adivasi wohnen, wird gebaggert.

setzt Shanti Fuß vor Fuß. Ein Klettersteig ohne Sicherung. Bergauf ist die Tour mörderisch. Für Shanti ist es die neunte an diesem Morgen.

Shanti lebt vom Kohlenklau. Sie ist eine von tausenden Adivasi, die sich nicht mehr anders über Wasser halten können. Sie verkoken den Rohstoff in einer giftigen Prozedur, transportieren ihn zig Kilometer weit auf überladenen Fahrrädern in die nächste Stadt und verkaufen ihn für umgerechnet 53 Cent den Sack. Der Erlös reicht gerade, um

ihren knurrenden Magen zu beruhigen. Manchmal kommt die Polizei ins Dorf, sagt die Kohle sei gestohlen und lädt die prall gefüllten Säcke auf ihre eigenen Lastwagen, um sie zu Geld zu machen.

„Früher“, erzählt Shanti, „war hier überall dichter Wald. Wir hatten Äcker und Vieh.“ Jetzt gleicht das Stammland der indischen Ureinwohner nahe der Stadt Hazaribagh im indischen Bundesstaat Jharkhand einer karstigen Mondlandschaft. Wie eine Insel ragt das Dorf Ageria aus dem ▶



Verseucht: Aus einem Bassin mit stinkender brauner Brühe versorgen sich die Menschen mit Trinkwasser. Das Grundwassersystem ist gestört.

„Zehn Jahre haben wir über Landrechte verhandelt. Jetzt nehmen wir unser Schicksal selbst in die Hand.“

Mitglied einer Adivasi-Selbsthilfegruppe

Meer von grauem Geröll. Eine Steinmauer riegelt das Dorf gegen die steil abfallende Wand zur Kohlegrube ab. Adivasi leben eigentlich ohne Zäune. „Die Bagger waren schon so nahe gekommen, dass unser Vieh in die Grube stürzte“, sagt Shanti. Viele Wasserquellen sind durch den Bergbau gekappt, wer frisches Wasser braucht in Ageria, muss morgens um zwei aufstehen und lange anstehen an der einzigen Quelle im Dorf. Nur den heiligen Hain, in dem die göttlichen Geister der Adivasi wohnen, haben die Bagger bislang nicht angetastet. Doch sie werden wiederkommen. Es ist nur eine Frage der Zeit.

Adivasi sind keine Menschen

Seit Jahrhunderten wird im Jharkhand, einer der an Wald und Bodenschätzen reichsten Regionen Indiens, Kohle abgebaut. Doch seit 20 Jahren findet die Förderung zunehmend im Tagebau statt. Das geht schneller und ist preiswerter für die staatlichen Mininggesellschaften, aber zerstört die Umwelt. Es geschehe zum Wohle der indischen Nation, die rasant wächst und nach Energie giert, verteidigt die Regierung ihr Tun. Doch die Ureinwohner, die das Land seit Jahrtausenden besiedeln und als Ackerbauer und Viehzüchter dort ihren Lebensunterhalt verdienen, sind entwurzelt und von ihrem Land vertrieben worden. Die Industrialisierung hat sie zu Dieben und Bettlern gemacht.

Mitten im Kohlerevier hat sich Bina Stanis niedergelassen. Zusammen mit Schwester

Jema lebt die Missionsärztliche Schwester, nach Art der Adivasi, in einer einfachen Lehmhütte. Der Brunnen vor der Haustür der beiden Frauen und ein Telefonanschluss sind ihr einziger „Luxus“. Elektrisches Licht gibt es im Dorf erst seit kurzem. Der Strom ist geklaut, sagt Bina selbstbewusst und kämpferisch. „Er steht uns zu, schließlich wird er aus der Kohle gewonnen, die in unserem Land abgebaut wird.“ Unser Land - Bina identifiziert sich mit der Wut und dem Schicksal der Ureinwohner. Ihr wacher Blick verrät die gebildete Tochter aus gutem Hause, die aus dem reichen Südstaat Tamil Nadu stammt. Bina, 46, wäscht ihr schon stark ergrautes Haar mit Lehm. Sie reinigt wie die Adivasi ihre Zähne mit einem Reisigstößchen und kocht ihre Mahlzeiten auf offenem Feuer. Ihre Füße stecken in groben Sandalen, die Fußsohlen verhornt und rissig. Sie hat sich nur mühsam an das beschwerliche Leben gewöhnt, gibt die studierte Soziologin zu. Aber ein geregeltes Leben in geschützten Klostermauern kommt für die Missionsärztliche Schwester nicht infrage. Sie versteht sich als „Sozialaktivistin“: Offiziell ist sie als Gesundheitspflegerin tätig, wie ihre Mitschwester Jema, die eine kleine Gesundheitsstation betreibt. Tatsächlich ist Bina aber 24 Stunden am Tag im Dienst für die Adivasi. Sie hilft ihnen, sich zu organisieren und gegen Ausbeutung und Vertreibung zur Wehr zu setzen.

„Empowerment“ umschreibt die Nonne ihre Aufgabe, Hilfe zur Selbstbehauptung. Denn Adivasi haben keine Lobby in der in-

dischen Gesellschaft. Sie rangieren noch unter den niedrigsten Kasten. In den Augen der Brahmanen sind sie nicht einmal Menschen. Die indische Verfassung erkennt die Ureinwohner zwar als registrierte Stammesvölker an, und der indische Staat müsste sie aufgrund internationaler Vereinbarungen schützen. Doch abgeschnitten von Bildung, Geld und Macht sind die Adivasi Opfer von Unterdrückung und Diskriminierung. Das hat sie mürrisch und depressiv gemacht.

Bestechung mit Alkohol

Einmal war Bina dabei, als ein ganzes Dorf von Bulldozern platt gemacht wurde. 18 Großfamilien wurden wie Vieh auf Lastwagen verladen und weggekart. Einige überlebten den Schock nicht. In Jharkhand sind bereits 6,5 Millionen Menschen von der Vertreibung durch industrielle Großprojekte betroffen. Sie erhalten keine oder eine völlig unzureichende Entschädigung. Die Mininggesellschaften haben subtile Methoden, um die Adivasi-Gemeinschaften zu destabilisieren. Sie schicken Spitzel in die Dörfer, machen sich die Leute mit Alkohol gefügig. Sie versprechen Jobs und schnelles Geld, bestechen einzelne Familien und zersetzen so den Widerstand. „Wenn der Tata-Konzern in einem Gebiet anfängt, dann bringen deren Leute erstmal Medizin, initiieren Selbsthilfegruppen für Frauen und bohren Brunnen, um sich das Vertrauen der Leute zu erschleichen“, beschreibt Bina die Taktik des indischen Global Players. „Wenn sie ihr Ziel ▶

Links: Schwester Bina, 45, (rechts) informiert die Adivasi über Pläne der Mininggesellschaften.

Mitte: In Jharia bricht an zig Stellen die glühende Erde auf und lässt ganze Viertel einstürzen.

Rechts: Verdreckt und verwaht fristen die Kinder ihr Dasein ohne Zukunftsperspektive.





Links: Schwester Bina und die Selbsthilfegruppe haben Bäume gepflanzt.

Mitte: Im Karanpuratal konnte die Zerstörung aufgehalten werden.

Rechts: Die einzigartige Lehmkultur der Adivasi ist bedroht.

„Sie sagen, man müsse die Armut beseitigen. In Wirklichkeit wollen sie die Armen beseitigen!“

Slumbewohner aus Jharia

Zuwendung: Mit einem Lächeln und ihrem Stethoskop ist Schwester Jema, 75, für ihre Adivasi da.



erreicht haben dann kommen die Bulldozer und baggern die Dörfer weg.“

Bina ist seit zwölf Jahren im Kohlrevier unterwegs. Sie besucht die entlegendsten Dörfer, hört den Menschen stundenlang zu. Sie wirbt um ihr Vertrauen und macht ihnen Mut, sich nicht kampflos dem Schicksal zu ergeben. Sie sammelt Fakten, dokumentiert die Ereignisse im Kohlrevier mit Fotos, leitet sie an zahlreiche Organisationen weiter, die für die Rechte der Adivasi kämpfen. Bina träumt von einem eigenen Motorrad, um die weiten Wege schneller zu bewältigen.

Bäume und Gemüse gegen den Hunger

Sie trifft sich mit einer Gruppe Adivasi-Vertreter im brandneuen Gemeindezentrum, das die Dörfler eigenhändig errichtet haben. Hier können sie sich endlich ungestört treffen. Gleich nebenan haben sie 279 Bäume und Gemüse angepflanzt. „Zehn Jahre haben wir mit den Minengesellschaften und der Weltbank über Landrechte und Entschädigungen verhandelt“, sagt ein Dorfbewohner. „Aber nichts hat sich geändert. Wir haben die Nase voll und nehmen unser Schicksal jetzt selbst in die Hand.“ Langsam begreifen die Adivasi, so Bina, dass die Entwicklung nicht auf sie wartet. „Sie verstehen, dass sie lernen müssen, sich selbst zu organisieren und zu qualifizieren für die Konfrontationen mit der Regierung, mit Minengesellschaften und Gerichten.“

Affengleich schwingen sich Jugendliche auf einen fahrenden Lastwagen, der gerade aus dem Tagebau herausfährt. Blitzschnell schieben sie Kohle von der Ladefläche auf die Fahrbahn. Dort warten Frauen, die die Brocken klauben und ihre Körbe damit füllen, während ihre Söhne versuchen, wieder

herunterzuspringen. Ein Mann aus einem benachbarten Slum schimpft: „Erst war ich so glücklich, dass die Mine mich als LKW-Belader angestellt hatte. Jetzt haben sie mich gefeuert, weil Maschinen meine Arbeit tun. Mein Magen knurrt. Was soll ich denn anderes machen als Kohle zu klauen. Und er fügt hinzu: „Die Minenleute sagen immer, dass man die Armut beseitigen muss, in Wirklichkeit aber wollen sie die Armen beseitigen!“

Die Menschen in Jharia sitzen buchstäblich auf glühenden Kohlen. Die einst quirlige Stadt könnte schon bald von der Erdoberfläche verschluckt sein. An allen Ecken und Enden tut sich der Boden auf, beißender Qualm entweicht, Flammen schlagen aus. Ganze Stadtviertel drohen abzusinken und einzustürzen. Durch Fehler beim Kohleabbau unter Tage hat sich Restkohle im Kontakt mit Sauerstoff entzündet. Und die Minengesellschaften, die das Gebiet seit über 100 Jahren ausbeuten, haben wenig getan, um das zu verhindern. Etwa 100 000 Menschen sind betroffen. Trotz der schwelenden Feuer unter ihren nackten Füßen und den giftigen Dämpfen, die ihre Lungen verätzen, ziehen sie nicht weg. Jharia ist ihr Zuhause.

Krasser könnte der Gegensatz zum Karanpuratal nicht sein. Viehherden ziehen über die liebevolle Ebene, der sogenannten „Reisschüssel“ von Jharkhand. Sonnenblumenfelder stehen in voller Blüte, überall zeugt aufgetürmtes Reisstroh von der Fruchtbarkeit des Tales und dem Wohlstand seiner Bewohner. Auch hier ist Tagebau im großen Stil geplant. Er würde 14 000 Adivasi landlos machen, insgesamt müsste eine Million Menschen umgesiedelt werden. Dagegen leisteten die Bewohner Widerstand. Als 2006 die Vorbereitungen für den geplanten Abbau

beginnen, von Ausgleichsmaßnahmen für die lokale Bevölkerung aber keine Rede ist, machen sich 5000 Dörfler mit Ochsenkarren, Lastwagen und Traktoren auf den Weg, um zu protestieren.

Widerstand ist gefährlich

Mit Trommeln und Transparenten ziehen die Dörfler in jenen Tagen den Regierungsbeamten entgegen, um eine sogenannte „öffentliche Anhörung“ zu blockieren. Den Minengesellschaften dienen sie als Alibi, für eine vermeintliche öffentliche Mitbestimmung, erzählt Bina. „In Wirklichkeit ist aber schon alles vorbereitet, um die jeweilige Mine zu eröffnen.“ Wie auf Kommando zücken die Frauen wütend ihre Sichel, die sie unter den Kleidern versteckt gehalten haben: „Sagt der Regierung, dass wir unser Land nicht für die Kohle hergeben. Wir geben eher unser Leben als unser Land.“ Immerhin konnten sie die Industrialisierungspläne für das Karanpuratal vorübergehend verzögern. Es wird neu verhandelt.

Solche Erfolge machen Schwester Bina Hoffnung. Doch sie muss vorsichtig sein. Die Minenbetreiber haben intelligente Widerständler wie sie im Visier. 1997 wurde Pater A. T. Thomas enthauptet im Wald aufgefunden, er hatte die Landrechte der Adivasi verteidigt. Ein anderer junger Priester war 2007 gezwungen unterzutauchen. Manager der Minengesellschaft üben Druck auf seinen Bischof aus, er möge den Priester versetzen und im übrigen die Leute überzeugen, ihr Land herzugeben. Und auch in den eigenen Kirchenreihen haben Bina und Jema Feinde: „Diese Schwestern werden die Kirche spalten“, hieß es, der Bischof solle sie anderswo einsetzen.

LÄNDERINFO

INDIEN: JHARKHAND



ZAHLEN UND FAKTEN

- Entstehung:** als jüngster indischer Unionsstaat im Jahr 2000 von Bihar abgespalten.
- Fläche:** mit 79 722 Quadratkilometern etwa so groß wie Tschechien.
- Einwohner:** circa 30 Millionen, davon etwa 27 Prozent Adivasi (ursprünglich 50-90 %).
- Sprache:** Hindi und diverse Stammsprachen.
- Religionen:** 68,6 % Hindus, 13,8 % Muslime, 13,0 % Adivasi-Religionen, 4,1 % Christen, Sonstige.
- Wirtschaft:** reiche Mineralvorkommen, vor allem Kohle und Glimmer, Kupfer und Bauxit.
- Einkommen pro Kopf:** mit 72 Euro (2001) pro Jahr weit unter dem nationalen Durchschnitt von circa 325 Euro.
- Bildung:** Die Alphabetisierungsrate von 54 % ist nach Bihar die zweitniedrigste aller indischen Bundesstaaten.

Bina macht trotzdem weiter. „Entweder die Adivasi kämpfen um ihre Rechte, oder sie werden sterben“, sagt sie. Shanti gibt ihr Recht. Sie kann sich noch gut erinnern, wie sie als Kind kreischend vor Aufregung um die ersten Maschinen tanzte, die ins Dorf kamen, um Probebohrungen vorzunehmen. „Dieselben Maschinen brachten uns Tränen“, sagt sie, „wenn ich das gewusst hätte. Wir bleiben so lange hier bis die Bagger kommen.“